

(Nachdruck verboten.)

42]

## Die flucht.

Von N. Bagrynowski.  
15.

Am nächsten Morgen schlief Samuel noch, als ihm ein Kojak eine schriftliche Einladung des Zsprawnik brachte. Samuel ließ sagen, er würde gleich kommen und eilte zu den Genossen, um sie zu warnen und sich von ihnen Rat zu holen. Festig erschrocken vergruben sie die mit Pemnikan gefüllten Büchsen im Schnee und trugen den Rest der Fleischkonserven, die noch nicht fertig waren, zu Arkanoffs. Artemij machte ein faures Gesicht, protestierte aber nicht. Sie kamen überein, im Falle einer Revision zu sagen, sie hätten die Konserven für den Sommer vorbereitet, da sie fürchteten, die Preise könnten der Ankunft der Amerikaner wegen noch höher steigen. Glifsberg ging zu Krassuski, um ihn zu warnen. Bald kehrte er bleich, Entsetzen in den weitgeöffneten Augen, aus der Schmiede zurück.

„Wie soll das enden! Der Wahnsinnige bringt uns alle ins Verderben! Ich sag ihm, er möchte alles verstecken, aber er nickt nur und rührt sich nicht von der Stelle, schmiedet ruhig weiter! Auf dem Fußboden hat er einen ganzen Haufen Nägel und Schrauben liegen. Wenn sie das sehen, wissen sie gleich, was dahintersteckt! Ich wollte ihm helfen, die Sachen wegbringen, aber er rührt sich nicht von der Stelle! Nur einen Revolver hat er neben sich auf die Werkbank gelegt. Was der angeschossene Kerl vorhat, konnt' ich nicht aus ihm herausbringen. Die Lippen hat er zusammengepreßt, die Stirn gerunzelt. Nein, ich gehe auf kein Blutvergießen ein. Ich bin kein Terrorist.“

Mit Ausnahme Eugeniens, die das Vorhaben des jungen Mannes anders ausulegen suchte, wurde der Brausekopf von allen verdammt. Aber es fand sich niemand, der zu ihm gehen und ihn eines Besseren belehren wollte. Niehorski war augenblicklich nicht da: er war zu Jan gegangen, um die Zimmerleute zu benachrichtigen.

Indessen erwartete Samuel den Zsprawnik mit einer gewissen Unruhe in dem purpurroten Wohnzimmer.

„Sehen Sie,“ begann der Zsprawnik, nachdem sie die üblichen Redensarten ausgetauscht, „ich habe ein kleines Anliegen an Sie. Eigentlich will ich Sie um Rat fragen.“

Er schob seinen Arm in den Samuels und führte ihn in das Kabinett, das noch röter und abgelegener war.

„Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten?“ fragte er höflich.

„Ich danke, ich rauche lieber eine Zigarette.“

„Sehen Sie, ich hab' den Auftrag erhalten . . .“

Samuel zog den Rauch seiner Zigarette tief ein, und auch der Zsprawnik dampfte angelegentlich und sah den Verbannten scharf an.

„Ein sonderbarer Auftrag, der mir ganz unerklärlich ist. Es muß eine Denunziation vorliegen. Ich habe den Befehl, Sie scharf zu beobachten, meine Herren! Ich habe denke, Sie können sich nicht über mich beklagen, ich habe Sie die ganze Zeit über menschlich behandelt und ich nehme an, ich kann mich darauf verlassen, daß Sie mich nicht in Verlegenheit bringen werden.“

Er schwieg und hatte sogar aufgehört zu rauchen; seine Blicke suchten Samuels Augen. Dieser hielt dem Blicke stand, aber er fühlte, daß in seinem Gesichte, trotzdem er seine ganze Willenskraft aufbot, eine fatale Veränderung vor sich ging.

„Es ist mir unerklärlich!“ sagte er endlich, um das Schweigen zu brechen.

In den Augen des Zsprawnik bligte ein Funke auf und erlosch.

„Sehen Sie,“ fuhr er dann ruhig fort, „in einigen Tagen kommen die Amerikaner und gehen weiter an den Ozean, um . . . die Spuren ihrer verschollenen Kameraden aufzusuchen. Nun weiß ich nicht, soll ich ihnen meinen Adjunkten mitgeben oder soll ich selbst fahren.“

Samuel ließ lange auf seine Antwort warten und sah unerblicklich auf den Rand des Aschenbeckers, an dem er eben seine Zigarette so sorgfältig abstrich, als liege ihm unendlich viel daran, die keineswegs allzu saubere Tischdecke nicht zu beschmutzen.

„Fahren Sie selbst,“ antwortete er endlich leise.

„Ah!“

„Es wird — alles beim Alten bleiben!“ fuhr Samuel ruhig fort.

„Sehen Sie,“ begann der Zsprawnik schon gut gelaunt, „ich habe z. B. Befehl erhalten, mich mit den Amerikanern nur in russischer Sprache zu verständigen und Dolmetscher zu vermeiden. Aber läßt sich das denn ausführen? Ich kann mir zwar denken, woher der Wind weht und könnte ihnen einen lustigen Streich spielen, aber . . . ich muß . . . wissen . . .“

„Wo zu? Spielen Sie ihnen einen lustigen Streich. Das ist immer der Mühe wert!“ antwortete Samuel in demselben Tone.

Der Zsprawnik vertiefte sich in seine Gedanken.

„Jeder Skandal ist mir zuwider, furchtbar zuwider!“ seufzte er.

„Natürlich! Das müssen Sie anderen überlassen! Bleiben Sie der gute, ruhige, nachsichtige Mann, der Sie uns gegenüber bisher gewesen sind . . .“

Der Beamte verank wieder in tiefes Sinnen. Aber bald durchzuckte ihn ein lustiger Einfall, denn er lächelte; dann stand er auf und reichte seinem Gaste die Hand.

„Sie haben recht! Ich danke Ihnen, das wollen wir schon machen.“

Samuel drückte die dargebotene Hand und verabschiedete sich.

„Es ging nicht anders! Ich mußte ihm einen Wink geben,“ entschuldigte er sich den Kameraden gegenüber, die sich abends zur Beratung zusammengefunden hatten. „Er hat uns in der Tat verhältnismäßig anständig behandelt, und der Umstand, daß wir im Kampfe der hiesigen Parteien zu ihm stehen, ist uns ebenso günstig, wie ihm. Er ist zwar ein schlauer Fuchs, aber zugleich ehrgeizig und rachsüchtig. So weit ich ihn beurteilen kann, haßt er seine Feinde mehr als uns.“

„Ja, aber trotzdem müssen wir auf der Hut sein. Gott bewahre uns vor Feuer, Krieg und Pestilenz und vor Freunden von der Polizei,“ seufzte Niehorski. „Die Hauptsache ist der Pemnikan und das Boot!“

„Des Bootes wegen seid unbesorgt!“ antwortete Alexandroff, „das ist gut aufgehoben.“

„Die fertigen Konserven müssen gleich fortgebracht und die anderen schnell gedörrt werden. Nur Eile kann uns retten.“

„Ich weiß wirklich nicht, ob's möglich ist, noch mehr zu eilen?“ bemerkte Glifsberg.

„Wir müssen uns in zwei Schichten teilen und Tag und Nacht arbeiten,“ meinte Pjetroff.

„Und immer geladene Waffen in Bereitschaft haben,“ fügte Krassuski hinzu.

„Wahrscheinlich, damit wir uns durch einen unvorsichtigen Streich in Grund und Boden kompromittieren!“ lachte Arkanoff. „Ihr nehmt die ganze Geschichte zu tragisch! Wenn wir entdeckt werden, dann werden wir entdeckt — was ist weiter dabei?“

„Das kommt darauf an, wie man's nimmt!“ brummte Krassuski.

„Ich meine jedoch, Krassuski, in diesem Falle hast Du nicht das Recht, nach eigenem Gutdünken zu handeln. Und ich bitte Dich inständig, nichts ohne unsere Einwilligung vorzunehmen,“ sprach Niehorski aufgebracht.

„Natürlich! Ich hab's selbst gesehen, wie er die geladene Pistole auf die Werkbank legte!“ flugte Glifsberg.

„Wir Propagandisten werden nie auf etwas ähnliches eingehen,“ erklärte Pjetroff entschieden.

Sie beschlossen endlich, die Aufregung, die die Ankunft der Amerikaner in diesen Tagen hervorrufen würde, zur Beschleunigung der Arbeiten im Trockenraum zu benutzen und das schwere Gepäc zu Jan zu bringen. Krassuski versprach, mit den Arbeiten in der Schmiede zu eilen.

„Ich hätte schon viel mehr fertig gebracht, aber ich habe keine Kohlen und kann keine brennen, so lange die Erde nicht aufgetaut ist,“ entschuldigte er sich.

„Du, was Du willst, aber der Anker und die Schrauben zum Zusammenziehen der Planken müssen fertig sein, ehe die Wege schlecht werden. Sonst weiß ich nicht, wie wir die



## Aus einer englischen Stadt.

schweren Stücke über den Fluß bringen wollen. Und außerdem brauchen wir die Schrauben bald zum Fügen der Bootteile!" sagte Alexandroff ernsthaft.

"Zum Fügen der Bootteile!" wiederholte Glitsberg. "Doot, Schaluppe! Wie angenehm das klingt!"

Die Verbannten sahen sich fröhlich und voller Zuversicht an. Selbst Boronins Leichenbittermiene hellte sich auf.

Einige Tage später kam Mister Morley in die Stadt.

Diesmal konnte er den Verbannten nur wenig Zeit und Aufmerksamkeit widmen.

Er besuchte sie nur einmal und ließ die ihn begleitenden Seelen gar nicht hingehen. Er lobte die Bemerkungen, die sie ihm zum Begutachten vorlegten, gab ihnen die Erklärungen, um die sie baten, war aber übelgelaunt und wortfarg.

"Es ist wunderbar: die hiesigen Behörden begegnen mir scheinbar mit der größten Höflichkeit, und doch finde ich sowohl in Bagatellen als auch in wichtigeren Dingen ein gewisses Uebelwollen uns gegenüber, ein fortwährendes Entgegenhandeln," klagte er Samuel sein Leid.

"Es werden Ihnen Schwierigkeiten bereitet, weil Sie uns wohlwollend entgegengekommen sind."

"Wohlwollend?" wunderte sich Morley. "Hat sich etwa ein besonderes Wohlwollen darin geäußert, daß ich Sie besucht und mir Ihre Kenntnisse der Sprache und der hiesigen Gebräuche zurufe gemacht habe?"

"Das genügt vollkommen. Die Regierung hält uns für Ausfägige."

Mister Morley hob die Brauen hoch.

"Ah, so! Das ist etwas anderes! Ich nehme jedoch an, daß ich nicht verpflichtet bin, diese Auffassung zu teilen. Ich muß gestehen, dieser auf mir ruhende Verdacht ist mir sogar ganz angenehm. Er überhebt mich jeden Skrupels moralischer Natur. Ich ahne, daß Ihr Vorbereitungen zu Flucht trefft. Offen kam ich weder mich selbst noch meine Leute in dieser Angelegenheit kompromittieren, aber . . . Ihr wollt doch nur erlangen, was die Amerikaner bereits besitzen."

"Das stimmt nicht so ganz," dachte Samuel, aber er fand es nicht angebracht, jetzt über theoretische Fragen zu streiten. Er drückte also die Hand, die ihm der Offizier entgegenstreckte.

"Jedenfalls würden wir anders handeln, wenn wir bezähen, was Ihr Euer nennt. Im Namen des besseren Teiles unseres Volkes danke ich Ihnen Ihren Edelmut. Noch einmal, haben Sie Dank!"

Mister Morley sah weg, um seine Nührung zu verborgen.

"Vielleicht sehen wir uns in freundlicheren Verhältnissen wieder! Im Grunde genommen war anfangs überall Knechtschaft und Unfreiheit. Wir haben unsere Freiheit auch erobert!"

Ein Kosak des Isprawnik brachte dem Amerikaner eine Einladung zum Abend. Mister Morley ließ sich nicht mehr bei den Verbannten sehen, dagegen besuchte sie der Steuermann Bartels oft insgeheim. Sie zeigten ihm den Trockenraum, die Werkzeuge und Gerätschaften, die sie zu ihrer Expedition fabriziert hatten.

Er verließ sie jedesmal strahlend vor Vergnügen.

"Ha! ha! . . . Ausgezeichnet . . . Vor der Nase der Polizei . . . denn das ist doch die Polizei — dort, am anderen Ufer!" rief er, nach dem gelben Gebäude zeigend.

Auch Rußja hatte er aufgesucht und sich noch ein Pfeifchen gekauft, auf dem die Worte standen: "Glückliche Reise! Dschurdschnj 188 . . ."

Am nächsten Morgen fuhr der Isprawnik mit den Amerikanern gegen Norden, und sein Adjunkt ergriff die Zügel der Regierung.

Sogleich begann es unter den Bürgern von Dschurdschnj zu gären. Die Verbannten sahen, wie Kosloff wiederholt über die Hauptstraße des Städtchens fuhr, wie ein Säulchen vor dem Hause des Adjunkten hielt, dann bei Vater Afakij und beim Doktor vorfuhr. Auch sahen sie Denisoff mit dem unzertrennlichen Pantleon abends dem Pfarrhaus zuweilen. Dann leuchteten die Fenster in Kosloffs Hause auf, was immer das Zeichen eines Trinkgelages war.

(Fortsetzung folgt.)

Mit einer Geschwindigkeit von 80 Kilometer in der Stunde ist man hier angekommen — Newcafile am Thne heißt die Stadt. Auf 40 Meter hoher Brücke hat man den Fluß überseht, ihre lustigen Bogen bilden den schärfsten Gegensatz zu dem finsternen normannischen Kastell, das, das Bahngleise flankierend, mit seinen sechs Meter hohen Mauern und seinem Alter von 900 Jahren uns keinen Respekt einzufügen vermag. Bevor man die Halle verläßt, wirft man einen kurzen Blick auf "Stephensons erste Lokomotive", die hier aufgestellt ist und die wie ein Spielzeug annahet neben dem Kolof, der uns eben hierhergebracht hat. Ein Gefühl des Stolzes, wie man's doch so herlich weit gebracht, wird rege.

So tritt man hinaus auf die Straße. Es ist kalt, wie an einem Novembertage. Ende September bedeutet am Kontinent eine Reise heller, freundlicher Tage. Sommer und Herbst reichen sich die Hand und geben ihr Bestes — auch in die kalten Straßen der Großstadt bringt der Glanz des Herbsthimmels.

Ganz anders hier: von Meeresnebeln geschwängert wölbt sich über die Insel ein feuchtes Firmament. Ueber den meilenweiten Jagdgründen der Reichen bildet dieser Nebel das Entzünden der Landschaften, den duffigen, silbernen Schleier, hinter dem sich das sanfte Hügeland in tausend zarten Schattierungen ins Unendliche verliert, aber überall, wo Schornsteine anfangen, über all den großen industriellen Zentren, da mischen sich Nebel, Rauch, Staub und Quasim zu biden, schmutziggelblichen Wollen, die schwer und drückend, wie herankert, an den Häusern hängen.

So auch hier, in dieser Stadt ungehemmter Betriebsamkeit: eine Viertelmillion Menschen an dem einen Flußufer, 120 000 an dem anderen. Reiche Kohlenfelder ringsum, der Fluß schiffbar, bis ans offene Meer nur wenige Meilen Weges — so ist die Stadt zum größten Ausfuhrhafen für Kohle geworden und zu einer der geschäftigsten des Landes: Schiffswerften, Maschinenfabriken, Gießereien, Walzwerke — die Armstrong-Werke allein beschäftigen bis zu 15 000 Arbeiter.

Es ist neun Uhr abends; kalter Regen rieselt nieder, so langsam, als hätte er Mühe, die Nebelschicht zu durchdringen, die uns wie eine Kruste einhüllt. Wir sind mitten im Geschäftsviertel der Stadt. Aber Läden und Bureaus sind lange geschlossen, kein Licht fällt aus den Fenstern. So erscheinen die Straßen schwarz und finstern, trotzdem sich Vogenlampe an Lampe reißt; aber die Steinmauern dieser Häuser sind schwarz wie Kohle von Rauch und Ruß und werfen fast kein Licht zurück. Die Fährbahn ist bedeckt mit einer schwarzen Schmiere aus Ruß und Regen.

Zwei Dinge geben der Straße um diese Stunde ihre charakteristischen Blige: die Ausgabestellen der Zeitungen, deren Käufer und Verkäufer, und vor allem die Vars.

Aus einer engen Straße stürzt ein Rudel Knaben; zehn erst, nochmals zehn, nun mögen es fünfzig geworden sein, vielleicht hundert. Kleine Kerle von sieben und acht Jahren, die meisten zwischen zehn und fünfzehn, dann auch eine Anzahl älterer, bis zu zwanzig und darüber. Die meisten, besonders die kleinsten barfuß; durchnäht, frierend stürzen sie durch die Straßen. Unter dem einen Arm tragen sie das Bündel Zeitungen, ein einzelnes Blatt in der andern Hand. Sie rennen nicht nur, um sich gegenseitig den Rang abzulaufen: eine Stunde und länger haben sie vor dem Tor der Druckerei in Kälte und Nässe gestanden und gewartet; endlich können sie laufen und schreien und sich so erwärmen. Ihre Kleider sind in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet. Im Durchschnitt dürfte ein solcher "Anzug" nur die Hälfte des erforderlichen Flächeninhalts haben, oft noch weniger. Kein Körperteil, der nicht bei dem einen oder anderen bloß läge. So stürmen sie dahin: ein lebendig gewordenes Bündel Lumpen. Alle schreien ein bestimmtes Wort, das der Fremde nicht versteht. Ist's eine Sensationsnachricht aus dem japanischen Kriege, ein Eisenbahnunglück, ein Nord? Man hat zunächst Mühe, eine Nummer zu bekommen, denn dieser Schar von Verkäufern stürzt sich eine Schar Käufer entgegen, halbwüchsige Burschen meist, die auf diese Ausgabe schon schmerzlich gewartet haben. Es ist das fünfte und letzte Abendblatt. Jeder sucht mit seinem Blatt den hellsten Platz in der Straße zu erreichen und beginnt hastig zu lesen; viele stecken ihre Nasen gemeinsam in ein Blatt; vom vorbeifahrenden elektrischen Wagen ruft man dem Jungen, um auch das Blatt zu bekommen.

Nun habe auch ich mein Exemplar — das rätselhafte Wort, das die einen geschrien und die anderen verstanden hatten, lautete — "Football"! Es ist die "Football"-Ausgabe, die eben erschienen ist! Vier große Seiten, genau acht Seiten des "Vorwärts" entsprechend, aber gedruckt in den kleinsten englischen Lettern, Keiner als irgend eine Gattung, die der "Vorwärts" verwendet. Von der ersten bis zur letzten Zeile lauter Nachrichten, über die heute ausgefochtenen Fußballturniere, mit allen Einzelheiten, für die mir jedes Verständnis mangelt. In einer Spalte allein zählte ich 78 solcher Besichte!

Woher dieses Interesse an der Sache? Sehr einfach: Alle diese tausenden Bursche haben nicht nur untereinander, sondern vor allem beim "Buchmacher" Betteln abgeschlossen, alle diese Bursche haben kaum ein anderes Interesse als zu wetten und zu spielen. Als ich über das Interesse besonders jüngerer Arbeiter am gewerkschaftlichen Leben mit einem der erfahrensten und angesehensten englischen Ge-



werkschaffter, dem Sekretär der Gewerkschaft der Northumberland-Kohlengräber, Ralph Young sprach, sagte er: „Betten ist der Fluch unserer Jugend“.

Diese Betten sind natürlich verboten. Man kann sich von der Wirkung dieses Verbotes am besten überzeugen, wenn man jene Bläse aufsucht, wo sich die Arbeitslosen zu sammeln pflegen. Auf einem freien Platz am Fluß stehen tags tausend Menschen. Hier hat ein „Buchmacher“ die verschiedenen Pferde und sonstige Champions auf einen großen Karton geschrieben und ladet zum Spiel ein; hundert Menschen umstehen ihn und machen ihre Einsätze. Aber man kann doch nicht „müßig“ das Resultat abwarten, man vertreibt sich also die Zeit mit einem anderen Spiel. In eines von sechs Quadraten legt man seinen Einsatz, sechs und mehr Leute, jemehr desto besser. Ein fallender Würfel zeigt, welches der sechs Quadrate den Gesamteinsatz gewonnen hat! Und das geht so von früh bis zum Abend, jeden Tag, in jeder Stadt. Man fängt einmal einen Buchmacher, es ist wirklich keine Kunst; ungeheurere Geldstrafen werden verhängt — Tausende von Mark; sie werden gezahlt, es rentiert sich immer noch.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

— Ein Beitrag zur Psychologie der Zeugenaussage. In der Zeitschrift „Das Recht“ wird folgender Fall erzählt: Vor einigen Monaten fuhr ein in Wien wohnender Offizier mit der Nordwestbahn nach Stoderau. Hier angelangt, mietete er in einem Gasthof ein Zimmer, wo er übernachtete. Die Kleider hatte er zum Reinigen auf einen Sessel in den Korridor gelegt. Das Zimmer blieb über Nacht unversperrt. Am Morgen vermisse der Offizier seine Taschenuhr. Da er sich genau erinnerte, daß er sie von Wien mitgenommen und auch noch in Stoderau auf sie gesehen hatte, so mußte seiner Meinung nach die Uhr entweder in der Nacht aus dem unversperrt gebliebenen Zimmer oder beim Putzen der Kleider aus diesen gestohlen worden sein. Der Verdacht lenkte sich auf die Bediensteten des Gasthofes, insbesondere auf den Hausknecht, dem die Reinigung der Kleider oblag. Da im Gasthof niemand von der Uhr etwas wissen wollte, erstatete der Offizier die Strafanzeige und wurde noch am selben Tage vom Bezirksgericht Stoderau als Zeuge vernommen. In dieser Eigenschaft befragte er alle hier angegebenen Umstände. Der vernehmende Richter drang insbesondere auf Feststellung des Umstandes, ob der Zeuge die Uhr tatsächlich in Stoderau bei sich hatte und sie nicht vielleicht schon in der Eisenbahn oder in Wien verloren haben könne. Der Zeuge gab an, er sei mit einem Kameraden gefahren und habe in dessen Gesellschaft den Zug in Stoderau verlassen; da nun einer von ihnen die Vermutung aussprach, der Zug sei nicht pünktlich eingefahren, habe Zeuge auf seine Uhr gesehen und faktisch eine Zugverspätung konstatiert; der Zeuge sei dann direkt in den Gasthof gegangen und halte es für ausgeschlossen, daß er unterwegs die Uhr verloren habe; allerdings könne er nicht mit voller Bestimmtheit sagen, ob er die Uhr, wie er dies täglich zu tun pflege, aufs Nachtkästchen gelegt oder in den Kleidern gelassen habe, wahrscheinlich sei jedoch das erstere. Der unter dem Verdachte des Diebstahls vernommene Hausknecht gab zu, die Kleider durchsucht zu haben, weil er dies regelmäßig tue, um etwa darin gelassene Gegenstände vor Beschädigung zu bewahren; eine Uhr sei aber nicht vorhanden gewesen. Bevor noch die Staatsanwaltschaft in die Lage kam, weitere Anträge zu stellen, langte nun an dem diesen Vernehmungen folgenden Tage beim Bezirksgericht Stoderau die telegraphische Mitteilung des inzwischen nach Wien zurückgekehrten Offiziers ein, daß er die Uhr in seiner Wohnung in Wien vorgefunden habe. Nach Rücksprache gab der Offizier nachträglich noch an, er könne sich nunmehr genau erinnern, daß beim Verlassen des Bahnkörpers von Stoderau anlässlich des Gesprächs über die Zugverspätung nicht er selbst, sondern der Begleiter die Uhr hervorholte, an der dann beide die Zeit feststellten. Der Offizier hatte im besten Glauben eine in allen Details falsche Zeugenaussage abgelegt. Hätte jemand während seines Aufenthalts in Stoderau die Uhr aus der Wiener Wohnung entwendet — man hat schon merkwürdigere Zufälle erlebt —, so wäre vielleicht die Zahl der Unschuldigen, die durch „vollkommen glaubwürdige“ Zeugenaussagen ins Gefängnis gebracht wurden, um einen vermehrt worden.

ss. Wie sich eine Mißbildung vererbt. Da sich die Gelehrten über das Wesen der Vererbung immer noch nicht einig sind, ist jede neue auffallende Tatsache, die zur Veranschaulichung dieser Frage dient, von Bedeutung. Einen besonders merkwürdigen Fall von Vererbung einer starken Mißbildung durch wenigstens drei Geschlechter hindurch hat Dr. Gilbert aus Sensburg in Ostpreußen in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ beschrieben. Eine Frau hatte ein männliches Kind zur Welt gebracht, das an seinen Gliedmaßen eigentümliche Verwachsungserscheinungen aufwies. An beiden Händen waren Zeige- und Mittelfinger in der ganzen Ausdehnung ihrer Berührungsflächen einschließlich der Nägel miteinander verwachsen und als einzige Andeutung der Trennung war eine Furche auf dem gemeinsamen Nagel erkennbar. Im übrigen waren die Finger vollständig ausgebildet, ihre Knochen in richtiger Zahl gesondert vorhanden, so daß also nur die Weichtheile der Finger in der beschriebenen Weise miteinander verschmolzen waren. Eine ähnliche Mißbildung fand sich an den Füßen vor, indem die Mittelzehe mit der vierten Zehe beiderseits verwachsen war. Außerdem war an jedem Fuß

noch ein überzähliger Zeh vorhanden, der aber mit seinem Nachbar an ein und demselben Mittelknochen eingelenkt war. Derartige Mißbildungen sind nicht allzu selten. Was aber diesen Fall besonders beachtenswert macht, ist der Umstand, daß die Vererbung nachgewiesen werden kann. Der Vater des Kindes besitzt genau dieselben Verwachsungen an den Gliedmaßen und auch die überzähligen großen Zehen. Ein Arzt hatte bei ihm früher einmal versucht, die verwachsenen Finger der rechten Hand zu trennen, das war aber nicht geglückt. Der noch lebende Großvater des Kindes hat gleichfalls genau dieselben Mißbildungen, und sogar noch der Urgroßvater soll sie gehabt haben, was aber nur noch nach dem Zeugnis seines Sohnes zu ermitteln ist. Die unliebsame Familieneigentümlichkeit hatte sich immer nur auf die männlichen Nachkommen vererbt, während die in den beiden älteren Generationen vorhandenen weiblichen Geschwister davon frei geblieben sind. —

## Theater.

Deutsches Theater. „Maria Friedhammer“. Drama in drei Aufzügen von Heinrich Lilienfein. — Die Premiere wurde mit merkwürdig starkem Beifall aufgenommen. Gleich nach dem ersten Akte konnte der junge Verfasser zweimal erscheinen, der Mittelakt fand stürmischen Applaus und selbst der matte Abschluß löste ein immerhin geräuschvolles, durch keine Opposition gedämpftes Klatschen aus. Es war einer jener Erfolge, die durch kein Kopfzerbrechen recht verständlich werden. Gewiß ist nur das Negative, daß die Ursachen der Wirkung nicht in irgend welchen besonderen künstlerischen Qualitäten begründet sind. Was man auch herausgreift, in allem, in dem Dialog, der Charakteristik, in dem Aufbau der Handlung prägt sich eine volkstümlich-primitivität aus, die grobe, äußere Mittel nirgends scheut. Aber dem früher oft so kritisch gestimmten Publikum des Deutschen Theaters schien jede Empfindung für die klar genug zu Tage liegenden Unzulänglichkeiten abzugehen.

Gewiß, an sich ist der Konflikt, den Lilienfein darstellen wollte, von psychologisch tiefer, auch sozialer Bedeutsamkeit: Katholischer Glaubensfanatismus, von einem mit Höllestrafen drohenden Priester in schwachen Frauenherzen angefaßt, verfaßt bis in die Wurzel alles unbefangene, menschliche Gefühl, hebt blind die Nächsten in Bitterkeit aufeinander, trägt Auflösung, Vernichtung in zahllose Familien hinein. Wenn wir Stufe für Stufe die innere Entwicklung sich vollziehen läßen, wie aus dem schlichten, unverkünstelten Mädchen eine von bitteren, religiösen Bahndeeen besessene wird, dann könnten wir Maria Friedhammer, so fern uns diese ganze Geistesphäre liegt, dennoch mit uniger Anteilnahme folgen. Aber in dem Drama sieht man nur das Resultat, ohne daß zugleich auch die Vergangenheit, aus der das Resultat geworden, in voller Anschaulichkeit hervorträte. Die Figur ist Skizze, Umriß, nicht ein ausgeführtes, nuanciertes Gemälde. Auf vieles, was wir hätten wissen mögen, bleibt sie, immerhin die interessanteste Gestalt des Stückes, die Antwort schuldig.

Johannes Friedhammer, ein protestantischer Dorfschullehrer, der Mustermensch des Dramas, der seine aufgklärten Toleranzideen nur in einer allzu selbstgefälligen, bligen Verebtheit vorträgt, hat mit seiner katholischen Frau zwanzig Jahre einer glücklichen Ehe verlebt. Die Kinder hat er — ein dauerndes Aergernis der beschränkten protestantischen Dorfgemeinschaft — im Glauben seiner Frau erziehen lassen. Da stirbt sein Söhnchen und der fürchtbare Schlag rührt in der Seele der Mutter alte, lang vergessene, aber gläubige Erinnerungen auf. Dieser Tod muß eine Strafe für ihre Sünden sein, dafür, daß sie mit einem Steker einen Bund, den kein katholischer Geistlicher gesegnet hat, den ihre Kirche als Konfubinat erklärt, geschlossen. Hinter dem Rücken des Gatten ruft sie ihren Bruder, den eifernden Kaplan herbei, der die Angst der Unglücklichen zur Verzweiflung treibt, ihr mit wilder Grausamkeit die Qualen ausmalt, die das Kind um ihre Schuld im Högfeuer dulden wird. Maria, das halbwüßige, scheue, verfloßene Mädchen, die Vertraute der Mutter, wehrlos wie diese dem suggestiven Willen, dem Pfaffen unterworfen, will zur Sühne eine „Brant des Heilands“ werden, der leise leimenden Liebesregung, die sie zu einem jungen protestantischen Pfarrer hinzieht, küßend entsagen. Die Voraussetzungen scheinen spannend und dramatisch fruchtbar, doch der Dichter hat ihnen nicht mehr als eine düstige Theaterhandlung abzugewinnen vermocht. Er läßt den Pfarrer Abschied nehmen von seinem Freunde, dem alten Lehrer, und dabei andeuten, daß er die Neigung, die er zu Maria empfand, unterdrückt habe, weil sie katholisch ist, worauf der Alte eine große Rede über die Heiligkeit der Liebe beginnt, die da wie ein Sturm dahinfährt und mehr ist denn der Glaube. Der junge Mensch scheint überzeugt zu sein; in seiner letzten Predigt vor der Gemeinde legt er Zeugnis ab in einer Weise, daß die Bauern, schon lange argwöhnisch, hinter den großen Worten die ganz private Verstehtheit ihres Seelforgers wittern. Sie verfolgen ihn bis zu dem Hause Friedhammers, und während Maria, der er sich erklären möchte, ohnmächtig in seine Arme sinkt, zerschlagen sie die Scheiben und grinsen mit höhnischen Gesichtern auf das Paar. Das Mädchen weist den Freier ab, ihre Ertaje steigt, vergebens ist das Flehen der Mutter, sie stürzt zur Tür hinaus in den Schneesturm, um noch vor Nacht das nahe Kloster zu erreichen. Eine Leiche, erstickt in Wintersfrost, wird sie dem Vater ins Haus zurückgebracht, und draußen läuten die Glocken von den Tümen. Die Ansätze intimerer Darstellung verschwinden im breiten Fluß des Melodramatischen.



In der Aufführung überraschte Käthe Hannemann in der Rolle der Maria durch ungewöhnliches Talent. Ihr Wienenspiel, die Bewegungen der Hände und des Körpers sprechen lebendiger vor: Wesen dieser armen Seele als die Worte des Dichters. Wunderbar traf sie den Ton durchbrechenden, fanatischen Troges in ihrer letzten großen Szene. Herr Albrecht Friedrich that für den guten Schullehrer das Mögliche. Die anderen Rollen blieben farblos.

**e./s. Lustspielhaus. „Wiederleute.“** Komödie in vier Akten von Robert Misch. — Es ist leichter, vom Bettel zu leben, als von ehelicher Arbeit, die wenig oder nichts einbringt. Nach diesem Grundsatz handelt die feine Familie, die uns Misch vorführt. Das Milieu erinnert an die „Ehre“ und an den „Biberpelz“. Natürlich gehen diese „Wiederleute“ nicht auf die Straße und betteln, sie haben eine viel schlaunere Art herausgefunden. Sie stehen mit allen möglichen Wohltätigkeitsanstalten in Verbindung, denen sie Besuch um Besuch schicken. Unter sich trinken sie Rotwein und essen Gänsebraten, der natürlich sofort verschwindet, wenn ein Mitglied der Armenpflege erscheint, „um die Verhältnisse zu inspizieren“. Dann stellt sich der alte Breithaupt hin, schlägt an sein Herz und versichert in treuherzigem ostpreussisch: „Ich bin ein alter, preussischer Soldat“ und die Alte betont unter Schluchzen: „Wir sind arme, aber ehrliche Leute.“

Doch auch die Armenvorsteher suchen auf ihre Kisten zu kommen. Breithaupt hat nämlich eine niedliche, freche Tochter Milly. Und sowie der Rentier Reinecke die sieht, leuchtet ihm ein, daß hier etwas geschehen muß, und er nimmt die Tochter zu sich ins Haus als Hausfräulein. Goldene Berge werden ihr versprochen, „wenn sie ihre Pflichten treu erfüllt“. Sie erfüllt sie so treu, daß sie bald ihrer Mutter ein kleines Geheimnis ins Ohr flüstern kann.

Das ist dem Vater nicht etwa unangenehm. Gott bewahrel! Mit schauer Berechnung nimmt er sich den Rentier vor und wirft ihm in höchster moralischer Entrüstung sämtliche Phrasen an den Kopf, die bei solchen Gelegenheiten gang und gäbe sind, um dann das Geschäftliche zu besprechen und dem Opfer ganze 35 000 M. herauszupressen. Mit diesem Geld kauft er nun wieder Leo, das andere Verhältnis von Milly, der gar nicht daran denkt, Milly zu heiraten. Junger, schmoddriger Kaufmann, der sich etablieren möchte. Amüsiert sich, keine Rede von Heirat. Da aber kehrt der Vater auch hier den Moralischen heraus. Auch er ist schuldig an dem süßen Geheimnis. Bei diesem Jungen fängt das aber nicht. Aber das Geld, das wirkt. Soviel braucht er gerade. Sie schließen lachend das Geschäft und Milly fliegt ihrem Leo um den Hals. So triumphieren diese Leutchen, indem sie mit launigem Gesicht all die Phrasen, die in unserer Welt umherschwirren, von Vaterland, Kirche und Sittlichkeit, herunterschmeißen und jedesmal fällt dafür für sie etwas ab. Der Alte führt über die einlaufenden Wohltätigkeitsgelder, Anzüge, Strümpfe ufm. gewissenhaft ein umfangreiches Kassabuch. In dem — angeklidten — Schlusssatz steigert sich die Komik noch. Hochzeitstafel. Der Pastor kommt. Breithaupt, der mit einem ungläublichen Zylinder alle Sonntage in die Kirche zog, erhält den Küstlerposten und beginnt schon, salbungsvoll zu reden. Diesen Küstlerposten hatte er nämlich dem vergnügungssüchtigen Rentier, der in der Kirchenverwaltung ein Wort hat, auch noch als Sündengeld abgenötigt.

Ein alter Professor, der mit sich und der Welt hadert, wohnt bei Breithaupts ein. Er verrät frühere, intimere Beziehungen zu Frau Breithaupt, indem er ab und zu in ein „Du“ verfällt. Die einzige anständige ist die zweite Tochter. Sie geht ins Geschäft und spart. Vater Breithaupt verachtet sie. „Sieh Deine Schwester an, sie hat's zu was gebracht.“ Den Bräutigam, den äußerst „korrekten“ königlichen Beamten, schmeißt er um dieser leidigen Eigenschaft zur Tür hinaus. Und die Komödie schließt damit, daß der lustigere Rentier während der Hochzeitsfeierlichkeit dieser anderen Tochter das Anerbieten macht, zu ihm als Hausfräulein zu kommen. Der Kriegerverein überbringt die Ernennung zum Präsidenten und bricht in das dreimalige kurz abgerissene „Hurra, Hurra, Hurra“ aus.

Natürlich wird dies alles nur als lustige Farce benutzt. Die Vertiefung, das dämonische Lachen fehlt. Zeitströmungen sind gewandt benutzt. Die alte Art, nur modernisiert und etwas feder zugreifend, um jedoch noch rechtzeitig Halt zu machen und die Schrottheit ins Lächerliche hinüberzuführen. Auch die alte, verstaubte Lustspieltechnik ist etwas aufgefrischt, Situationskomik ist vermieden, einer oberflächlichen Uebertreibung ist aus dem Wege gegangen. Wenigstens ein Versuch, Charaktere zu entwickeln, wenn auch die alte, leidige Einseitigkeit des Sehens noch obdaltet.

Gespielt wurde gut. Namentlich Hanns Fischer schuf in dem geriebenen Vater Breithaupt einen ganzen Menschen, voll Saft und Ursprünglichkeit. Franz Schönfeld spielte den Leo flott und schmoddrig. Impektorien stellte in dem knurrenden Professor eine glaubhafte Figur hin. Der Weisfall war reichlich und laut. Die Hexenrufe fehlten schon nach dem ersten Akt ein.

**Kunstgewerbe.**

— Die Wiener Handelskammer und die „Sezession“. Nach einem Berichte, den die Kammer dem Handelsministerium über die Lage der Bronzewarenindustrie, sowie über die Erzeugung und Absatzverhältnisse von feineren figurativen und ornamentalen Bronzewaren vorgelegt hat, ist auch schon die Sezession veraltet. Sie ist schon unmodern

geworden. In dem Berichte der Kammer wird gesagt: „In den letzten Jahren hatte Wien, namentlich in den kleineren Phantasiaartikeln, dank der „Sezession“, eine führende Rolle übernommen, und da die wirtschaftlichen Verhältnisse in den konsumierenden Staaten günstige waren, machte sich dies auch in den Exportausweisen bemerkbar. Leider hat diese „Mode“ rasch ihr Ende erreicht, der „neue Stil“ brachte nichts, was Früheres an Schönheit und Reiz übertroffen hätte und ist dadurch unmodern geworden. Die alten Stile sind aber abgebraucht und bieten keinen Reiz mehr für den Käufer. Führende Kräfte, die, an Vorhandenes anknüpfend, durch Weiterentwicklung Neues schaffen würden, fehlen uns in Wien nicht minder wie anderwärts; diesem Umstande ist es neben den schon erwähnten ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen teilweise zuzuschreiben, daß der Export im vergangenen Jahre abnahm.“

**Geographisches.**

gc. Die so selten besuchte Schlangeninsel, die vor den Donau-Mündungen liegt, ist nicht, wie häufig irrig angenommen wird, eine Anschwemmung der Donau, sondern besteht aus Schieferfichten, ganz wie die Ausläufer des Balkan, als deren Fortsetzung sie angesehen werden muß. Sie erhebt sich mit steilen Felsenwänden von 20 bis 30 Meter Höhe aus dem Meere, das überall genügende Tiefe für die größten Schiffe bietet; von Schlamm ist keine Spur, die Anschwemmungen der Donau werden offenbar durch die Strömung der Küste entlang weggeführt. Auf dem höchsten Punkte der Insel, 40 Meter über dem Meeresspiegel, erhebt sich ein Leuchtturm zweiter Ordnung, dessen Feuer man von der Sulina aus sieht. Die Insel hieß im Altertume Leuke und war hochberühmt als die Heimat des Achilles, dem sie seine Mutter schenkte; er hatte hier ein Heiligtum mit berühmtem Orakel. In alter Zeit scheint auch eine kleine griechische Kolonie hier bestanden zu haben, die mit den Völkern an der Donaumündung Handel trieb; aber schon zur Zeit Kaiser Hadrians, wo Arrian die Insel besuchte und dem Kaiser in einem noch erhaltenen Briefe darüber Bericht erstattete, war sie unbewohnt, nur Ziegenherden fand man auf ihr, aus denen zufällig landende Schiffer die Opfertiere entnahmen. Die Bildsäule des Achilles war von Holz. Ihren heutigen Namen hat die Insel von den sehr zahlreichen Nattern. —

**Humoristisches.**

— Der Herr Steuerinspektor. „Wer ist denn der Herr mit der alten Dame?“

„Das ist die Steuerfahraube unserer Stadt; die Alte ist die Schraubenmutter!“ —

— Mißverständnis. Schauspieler (renommierend): „... und in Berlin — ich sage Ihnen — dort haben sie mir die Pferde ausgepannt!“

Bliemchen: „Ja, ja! Dort gibts beese Menschen! Mir haben sie auch 'mal, wie ich dort war, die Reisedasche, 's Bordmonäh und die Uhr ausgehändelt!“ —

— Die Hauptsache. Schwiegervater: „Sie wollen heiraten, was haben Sie eigentlich?“

Freier: „Courage!“ —

— Der Proß. Nachbar (zum Hofbauer, der am Gericht war): „Was! Fünzig Mark mußt Du für die Maulschelle zahl'n? Mir hat meine damals nur zehn kost'!“

„So wenig haben sie mir gar nicht anzubieten 'traut'!“ —  
(„Regendborfer Blätter.“)

**Büchereinkauf.**

— E. v. Nesselrot: „Ise Salm“. Roman. Berlin. F. Fontane u. Co. Fr. 5 M. —

— Theodor Duimchen: „Bruch“. Roman. Berlin, Leipzig, Paris. Hüpeden u. Merzbn. —

— Antonio Fogazzaro: „Das Geheimnis des Dichters“. Roman. Berlin, Leipzig, Paris. Hüpeden u. Merzbn. —

— „Deutsche Humoristen“. Dritter Band (Hans Hoffmann, Otto Ernst, Max Eyd, Helene Böhlau). Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Fr. 1 M. —

— Heinrich Lilienfein: „Maria Friedhammer“. Drama. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

— Sammlung: Neudrucke literar-historischer Seltenheiten. Nr. 2. „Meine Geschichte, ehe ich gehoben wurde.“ Eine anständige Posse vom Mann im grauen Nock. Herausgegeben von Dr. S. Nahmer. Berlin. Ernst Frensdorff. Preis 8 M. —

— Ludwig Pietzsch: „Von Berlin bis Paris.“ Kriegsbilder. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 8 M. —

— E. v. Stendhal (Henry Behle): „Essays“. Aus dem Französischen und mit Einleitung von Artur Schurig. Berlin, Leipzig, Paris. Hüpeden u. Merzbn. —

— Dr. Otto Weddigen: „Geschichte der Theater Deutschlands“. Mit zahlreichen Illustrationen, Facsimiles und Beilagen. 1. Heft. Berlin. Ernst Frensdorff. Preis der Lieferung 1 M. —

— Dr. Heinrich Zigenstein: „Wilhelm v. Polenz“. Essay. Berlin. F. Fontane u. Co. Fr. 2 M. —

— Fred Hood: „Vom Rhein zum Mississippi“. Reisebriefe. Pöbner i. Th. Bruno Feigenspan. Fr. 2 M. —